

Publiziert mit freundlicher Unterstützung der OPO-Stiftung, Zürich
und des Zentrums »Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen
von ETH und Universität Zürich.

Redaktion:
Barbara Orland
Zentrum »Geschichte des Wissens«
ETH Zentrum RAC
8092 Zürich

ISBN 3-935300-97-2
© diaphanes, Zürich-Berlin 2005
www.diaphanes.net
Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: Zedit, Zürich
www.zedit.ch
Druck: Königsdruck, Berlin

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Editorial | 7 |
| ■ ■ ■ ■ Bilder der Natur – Sprachen der Technik | |
| Philipp Felsch Aufsteigesysteme 1800 – 1900 | 15 |
| Charlotte Bigg Das Panorama, oder La Nature A Coup d’Œil | 33 |
| Erich Hörl Zahl oder Leben: Zur historischen Epistemologie des Intuitionismus | 57 |
| Wolfgang Pircher Die Sprache des Ingenieurs | 83 |
| ■ ■ ■ ■ Essay | |
| Valentin Groebner Historische Kostüme | 111 |
| ■ ■ ■ ■ Lektüre | |
| Michael Hagner Du störst! Menschen im Labor und Fallibilismus: Über Benjamin Libets »Mind Time« | 127 |
| ■ ■ ■ ■ Dialoge | |
| Ian Hacking Ein Stilbegriff für Historiker und Philosophen | 139 |
| Michael Hampe Die Archäologie vorgeschichtlicher Fliegengläser: Ian Hackings historische Ontologie | 169 |
| Michel Foucault »Ich bin ein Sprengmeister« Ein Gespräch über die Macht, die Wissenschaften, die Genealogie und den Krieg | 187 |
| Philipp Sarasin Krieg und Wahrheit: Michel Foucault als Sprengmeister | 205 |

Editorial

Eine Geschichte der optischen Instrumente könnte von einem Historiker stammen, der sich nicht mehr für die Entwicklung der politischen und sozialen Strukturen, sondern jetzt eher für die Wissenschaften interessiert. Sie könnte aber auch von einem Physiker verfaßt worden sein, der sich gegen Ende oder nach seiner Karriere als Experimentalwissenschaftler der Geschichte seines Faches zuwendet. Wissensgeschichte ist ein nicht klar definiertes und abgegrenztes Gebiet. Es steht weder fest, was in ihr vorzukommen hat, noch wer sie »professionell« mit den »richtigen« Methoden betreibt. Wer unter den historisch arbeitenden Geistes- und Kulturwissenschaftlern wäre nicht auf die eine oder andere Weise auch ein Spezialist in der Geschichte des Wissens? Könnte man nicht ganze geisteswissenschaftliche Fakultäten in solche für Wissensgeschichte umbenennen, da diese doch in ihrer alltäglichen Wissenschaftspraxis diesen oder jenen philosophischen oder literarischen, wissenschaftlichen oder technischen Wissensbestand rekonstruieren, es ihnen also um die *Bewahrung* eines Erbes geht? Doch der Wissensgeschichte in diesem Jahrbuch ist es weniger um Bestandssicherung zu tun als um eine genealogische und vergleichende Untersuchung unterschiedlicher Wissensbegriffe, ihrer Formulierungen und Praktiken, Hilfsmittel und Darstellungsformen. Diese Form der Wissensgeschichte begibt sich in Grenz- und Übergangsbereiche, interessiert sich dafür, wie Wissen generiert, mit Bedeutung oder Autorität aufgeladen, wie es in andere Bereiche transferiert und auch wieder verworfen wird.

Nicht nur akademisch etablierte Wissenschaften erzeugen und verwalten Wissen. Es gibt Alltagswissen, implizites Handlungswissen, Wissen um religiöse Erfahrungen und Wertvorstellungen, ein Wissen, das ästhetischer und krisenhafter Lebenserfahrung entspringt, politisches Wissen und ein Wissen der Verwaltungen. Die Selbstverständlichkeit dieses Pluralismus muß heute hervorgehoben werden, weil wissenschaftliches Wissen enorm an kultureller und sozialer Bedeutung gewonnen, zugleich aber auch an Dignität und Exklusivität verloren hat. Die Selbstcharakterisierung sogenannter »Wissensgesellschaften« besteht darin, ihre Dynamik mit derjenigen des wissenschaftlichen Wissens in eine enge Beziehung zu setzen. Das bedeutet, daß Wissen zur zentralen Voraussetzung gesellschaftlicher Entwicklung geworden ist. Wie aber verhalten sich die verschiedenen Wissensformen zueinander? Wie haben sie sich im Laufe der Zeit geändert? Wie wurden Spannungen zwischen ihnen produziert, wahrgenommen, ausgehalten oder gemeistert? Und welche kulturellen und sozialen Folgen haben Veränderungen in

den Verhältnissen der verschiedenen Wissensformen? Das sind Fragen, die uns interessieren.

Wenn der Titel »Nach Feierabend« im Zusammenhang mit einem Periodikum zur Wissen(schaft)s-geschichte auftaucht, mag das zuerst an jene Art von feierlicher, memorierender Hinwendung zur Vergangenheit erinnern, die als Erbauung nach einem anstrengenden Arbeitstag oder an Feiertagen gepflegt wird. Hagiographien Newtons, Darwins oder Einsteins haben eine spezifische Funktion als Erinnerungsdienst, durch den Genealogien, Identitäten und Zugehörigkeiten befestigt und erneuert werden. An Sonn- und Feiertagen ist diese Art von Aufrufung der Vergangenheit beliebt. Anlässlich von Jubiläen, Begrüßungen oder Verabschiedungen werden Historiker der Wissenschaften oder geschichtlich bewanderte Philosophen gebeten, monumentalisch (im Sinne von Nietzsches *Zweiter unzeitgemäßer Betrachtung*) zu schildern, warum alles so kommen mußte, wie es gekommen ist, welche bedeutenden Vorarbeiten die bedeutenden Vorgänger geleistet haben, nach denen dieser Saal oder jenes Gebäude benannt ist... In kollektiver Feierlaune sollen »wir« die Wahrheit einsehen können und diese von den Irrtümern scheiden. Hier geht es dagegen um eine Geschichte des Wissens, an der noch gearbeitet wird und die nicht nur beschworen wird.

Zürich ist nicht der Ort, an dem Fundamente einer modernen Wissen(schaft)s-philosophie und -geschichte gelegt worden sind. Das ist anderswo geschehen, dort, wo beispielsweise Ludwik Fleck, Gaston Bachelard, Georges Canguilhem, Michel Foucault und Thomas Kuhn gewirkt haben. Zürich ist aber wohl der Ort, an dem in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts Paul Feyerabend unter Erregung öffentlichen Aufsehens und Ärgers wirkte. Er benutzte seine (manchmal selbstgestrickte) Wissenschaftsgeschichte zur Kritik eines idealisierenden wissenschaftlichen Selbstverständnisses und einer dieses Selbstverständnis pflegenden Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Nach üblichen akademischen Bewertungsmaßstäben war er kein ernstzunehmender Wissenschaftshistoriker. Seine historischen Einsichten haben die bis dahin existierenden Kenntnisse der Wissenschaftsgeschichte nicht revolutioniert. Er war auch kein ernstzunehmender Philosoph, der die Landschaft der begrifflichen und argumentativen Möglichkeiten mit eigenen Begriffen und Argumenten grundlegend verändert hätte. Ernst genommen zu werden – in diesem Sinne – lag auch nicht in seinem Interesse. Feyerabend war ein scharfsinniger Argumentierer mit einem Gespür für das, was in der empirischen Forschung geschah. Doch ebenso war er Theatermann und Polemiker gegen den wissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Ernst – mit vielfältigen Interessen, die von der Kunst- und Architekturgeschichte bis zu Oper und Literatur reich-

ten. Mit seinen Exkursen in die Wissenschaftsgeschichte, vor allem zu Galilei und seiner Zeit, zeigte er, daß »Fortschritt des Wissens« und »Reinheit der Forschung« auch als verbale Elemente einer Ideologie betrachtet werden können, mit der die vor allem in Westeuropa und Nordamerika entstandene und vorangetriebene Wissenschaft und Technik ihre geistige Vorherrschaft auf dem ganzen Globus legitimierte. Es mag dahingestellt bleiben, ob solche Ideologiekritik heute immer noch das vorrangige Geschäft der Wissensgeschichte zu sein hat. Sicher ist jedoch, daß das unübersehbare Interesse der intellektuellen Öffentlichkeit an den Fragen der Wissen(schaft)s-geschichte und -philosophie eben auch dem Wirken dieses Wiener Dadaisten zu verdanken ist. Insofern befinden wir uns naturgemäß in einer Situation nach Feyerabend.

Seit 2003 besteht ein Forschungs- und Lehrverbund, der nun als Zentrum »Geschichte des Wissens« der Eidgenössischen Technischen Hochschule und der Universität Zürich arbeitet. Die Gründer dieses Zentrums sind auch die Herausgeber dieses Jahrbuchs. Ein Periodikum unterliegt jedoch einer anderen institutionellen Logik als ein interuniversitäres Zentrum. Nicht eine fragile Institution, die gerade in Zeiten knapper Finanzplanungen unvorhersehbaren Kontingenzen unterliegen kann, sondern Personen sollten für ein solches Publikationsmedium verantwortlich zeichnen, so lange die intellektuellen Ressourcen und der Spaß an der Sache anhalten.

Jedes unserer künftigen Zürcher Jahrbücher für Wissensgeschichte wird einen thematischen Schwerpunkt haben. Der erste nun – Bilder der Natur – Sprachen der Technik – beschäftigt sich mit der Frage, wie verschiedene Typen technischer Sprachen das Erlebnis und die Wahrnehmung von Naturphänomenen prägen und die Herstellung technischer Konstrukte oder Medien überhaupt erst ermöglichen. Damit ist nicht gemeint, daß die Wahrnehmung und Deutung jener Phänomene ein bloßes Derivat bestimmter technischer Verfahren wäre. Vielmehr geht es darum, daß beide in einem permanenten Anpassungsverhältnis zueinander stehen.

Um eine spezifische Art der Verarbeitung von Landschaftserlebnissen geht es Philipp Felsch. Ende des 19. Jahrhunderts verließen viele Experimentalphysiologen ihre urbanen Arbeitsplätze, verwandelten das Gebirge in eine Laborlandschaft und stellten dort ihre physiologischen Fragen nach dem Verhältnis von Kraft und Erschöpfung, Nerven und Umweltreizen oder Nahrung und Arbeitsleistung. Hatten die frühen Alpinisten ihre Eindrücke und Erlebnisse poetisch zu bewältigen versucht und dem Genre der Landschaftsmalerei pittoreske Gebirgsbilder beigefügt, so schufen die Physiologen mit Bleistift und Papier eine eigene Kategorie

von Schriftzeichen – zittrige Kurven, ungenaue Zahlenkolonnen und krakelige Notizen, in denen der Anspruch auf Genauigkeit der Messung mit der psychophysischen Realität der Extrembedingungen eine epistemologisch stimulierende Mélange bildete. Am Beispiel des Panoramas zeigt Charlotte Bigg, wie mit der Kategorie des zunächst durch keine Medien verstärkten Coup d'Œil seit dem 18. Jahrhundert ein neues Beobachtungsregime geschaffen wurde, das als Grundlage verschiedener künstlerischer, naturforscherischer und auch militärischer Interessen diente. Um die technische Simulation eines Panoramas zu erzeugen, hatte sich unabhängig vom Zweck ein methodisch formalisiertes Aufschreibesystem entwickelt, dessen sich Geographen, Kartographen, Kriegsingenieure und eben auch Panoramakünstler gleichermaßen bedienten. Beobachtung, Raumerkundung, Vermessungstätigkeit und die Entwicklung neuer Darstellungsweisen des Gesehenen kamen hier zusammen und stellten eine Raumillusion her, die beim Betrachter nicht selten erhebliche Gefühle des Landschaftserlebnisses erzeugte.

Kann mit der Sprache der Mathematik die Formenvielfalt der Natur erfaßt und sinnvoll beschrieben werden? Diese Frage ist gerade am Beispiel der Lebenswissenschaften immer wieder kontrovers diskutiert worden. Wie Erich Hörl zeigt, leitete die Mathematik um 1900 eine symbolische Transformation des Wissens vom Leben ein. Selbstverständlich blieben diese Krise der Anschauung und die Praxis des »reinen Denkens« (Edmund Husserl) nicht unwidersprochen und erfuhren mit dem Konzept des Intuitionismus harschen erkenntnistheoretischen Widerspruch, doch mit der Subordination des Lebens unter die Ägide des Kalküls war ein Schritt getan, der den Eintritt der Lebenswissenschaften in ihre informationstheoretische Phase nach dem Zweiten Weltkrieg mit vorbereitete. Um Sprache geht es auch bei technischen Zeichnungen, sei es als grobe Skizze auf dem Papier, sei es als fein säuberlich ausgearbeitete Maschinenzzeichnungen im Lehrbuch. Sie repräsentieren das Denken des Ingenieurs und sind zugleich eine technische Sprache, mit der Ingenieure ihr Wissen und ihre Fertigkeiten kommunizieren. Für Wolfgang Pircher liegt genau hierin ein entscheidender Aspekt der »Verwissenschaftlichung« der Ingenieursarbeit.

Die verschiedenen Weisen der Wissensproduktion und -vermittlung gehören zu den Untersuchungsfeldern, die uns dazu dienen sollen, eine genealogische und vergleichende Geschichte des Wissens in Gang zu bringen. Deswegen wird ihnen auch in den künftigen Ausgaben ein bevorzugter Platz eingeräumt werden. Ansonsten gilt: Mit alten und neuen Texten, deutschsprachigen Originalbeiträgen und Übersetzungen, wissenschaftlichen Aufsätzen und Essays, Lektüren und Dialogen, geschrieben von Geistes- und Naturwissenschaftlern – und selbstverständlich auch

Nichtwissenschaftlern, die sich mit dem Wissen beschäftigen – soll ein Beitrag zum Verständnis und zur kritischen Reflexion moderner Wissenssysteme geleistet werden.

Die Herausgeber,
im Juli 2005

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Zentrums
»Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen von ETH und Universität Zürich.

Redaktion:
Barbara Orland
Zentrum »Geschichte des Wissens«
ETH Zentrum RAC
8092 Zürich

ISBN-10: 3-935300-87-5
ISBN-13: 978-3-935300-87-2
© diaphanes, Zürich-Berlin 2006
www.diaphanes.net
Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich
Druck: Stückle, Ettenheim

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Editorial Stanley Cavell und die Geschichte des moralischen Wissens | 7 |
| ■ ■ ■ ■ Die Suche nach der eigenen Stimme | |
| Wolfram Eilenberger Die Befreiung des Alltäglichen Gemeinsame Motive in den Sprachphilosophien von Stanley Cavell und Michail Bachtin | 19 |
| Maria-Sibylla Lotter Nietzsche in Amerika Über menschlichen und unmenschlichen Perfektionismus nach Stanley Cavell | 35 |
| Stanley Cavell Nietzsche | 55 |
| Elisabeth Bronfen Stanley Cavells <i>cultural conversations</i> : Ein Denken zwischen Philosophie, Film und Literatur | 77 |
| Michael Hampe Psychoanalyse als antike Philosophie: Stanley Cavells Freud | 93 |
| ■ ■ ■ ■ Essays | |
| Katia Saporiti Geschichte der Philosophie und analytische Philosophie | 111 |
| Jakob Tanner Das Rauschen der Gefühle | 129 |
| Sander L. Gilman <i>Infectobesity</i> : Die Konstruktion von Infektionskrankheiten von der Vogelgrippe bis zur Fettsucht | 153 |
| ■ ■ ■ ■ Lektüren | |
| Marcel Weber Die Geschichte wissenschaftlicher Dinge als Epistemologie | 181 |
| Valentin Groebner Dr. phil. Charisma William Clark erforscht akademische Halbwertszeiten | 191 |

■ ■ ■ ■ Dialog

| | |
|---|-----|
| »This is not America« Stanley Cavell im Gespräch mit Wolfram Eilenberger | 201 |
| Die Autorinnen und Autoren | 217 |

Editorial

Stanley Cavell und die Geschichte des moralischen Wissens

»Ich gehe nicht ins Kino!«

Der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Philosophie e.V.

Was hat Stanley Cavell mit Geschichte des Wissens zu tun und in diesem Jahrbuch zu suchen? »Nichts«, werden einige sagen, »denn Geschichte des Wissens befaßt sich mit Fernrohren und Kalkülen, Experimentalaufbauten und Lehrinstituten. Sagt Cavell dazu etwas?« Nein. Aber die *Philosophiegeschichte* ist, obwohl keine Wissenschaftsgeschichte, doch eine Geschichte des Wissens (auch wenn *Texte* als Manifestationen und Motoren des Wissens im Verhältnis zu epistemischen *Dingen* etwas aus der Mode gekommen sind). Und dann haben Menschen auch ein Wissen von Moral, das ebenfalls eine Geschichte hat, die, denkt man an Probleme des Betrugs und der Ausbildung von Eliten in den Wissenschaften, für Wissenschaftsgeschichte von Bedeutung ist. Für beides: die Geschichte der Philosophie und die Geschichte des Wissens von Moral ist Cavell wichtig, obwohl er kein Philosophiehistoriker ist und keine Geschichte der Moral geschrieben hat. Das ist erläuterungsbedürftig.

Ewige Denkweltmeisterschaften und andere Philosophiegeschichten
Philosophen und Wissenschaftshistoriker haben unterschiedliche Probleme mit der Geschichte, Probleme, die auf ihren verschiedenen Identifikationsstrategien beruhen. Für Philosophen kann es eine Gefahr sein, nicht mit kaltem Blick auf die Vergangenheit ihrer Disziplin zurückzuschauen, sondern von einer eigenen philosophischen Position. Im einfachsten Fall wird dann die sogenannte Wahrheitsfrage gestellt. Man vergleicht philosophische Projekte, fragt, ob Kant oder Hegel, Descartes oder Spinoza bei einem bestimmten Thema recht hatten. Das setzt voraus, daß es Möglichkeiten gibt, philosophische Äußerungen aus unterschiedlichen Zeiten thematisch und in ihrer Erkenntnisleistung gegeneinander abzugleichen. Oft geschieht dies vor dem Hintergrund bestimmter Gegenwartsüberzeugungen (heute etwa naturalistischer) und mit einer bestimmten Metasprache, sei es die rezente Umgangssprache, eine philosophische Terminologie, ein logischer Kalkül oder eine Mischung aus alledem.

Karikaturistisch betrachtet kann Philosophiegeschichte, die auf diese Weise thematisch und durch die Wahrheitsfrage angeleitet wird und sich nur auf philosophische Werke beschränkt, die Struktur einer ewigen Denkweltmeisterschaft bekommen. Vorrunde: Descartes gegen Spinoza: wer schießt mehr argumentative Tore beim Leib-Seele-Problem? Dann Leibniz gegen Locke, das Match über die angeborene oder erworbene Struktur des Geistes. Haben Spinoza und Locke gewonnen, kommen sie weiter ins Viertelfinale: Spinoza gegen Locke über den Substanzbegriff und so fort. Am Ende werden die Überzeugungen der Gegenwart erreicht, von denen bei der Bewertung der Vergangenheit zwecks Durchführung des Turniers ausgegangen worden war. Das ist eine Karikatur schlechter Philosophiegeschichtsschreibung, die man heute selten gedruckt, aber immer noch in den Hörsälen antreffen kann. In den letzten Jahrzehnten hat jedoch gerade die Philosophiegeschichte im anglo-amerikanischen Raum dieses seit Kants Schrift über die Fortschritte der Metaphysik bekannte Schema hinter sich gelassen. Sie schaut immer mehr auch über den Tellerrand der sogenannten klassischen philosophischen Texte und kann dabei gegenwärtige Plausibilitäten außen vor lassen.

Es ist jedoch immer noch selten, daß gegenwärtiges Denken einerseits *plastisch wahrgenommen*, andererseits als eventuell hinter vergangener Reflexion zurückbleibend thematisiert wird, wie etwa in den Arbeiten von Dominik Perler.¹ Kaum weitergeführt wird auch die Blumenbergsche Bemühung, die Stimme vergangener Autoren auch in der Gegenwart hörbar zu machen, indem man die Legitimität ihrer eventuell sehr eigenen Projekte noch einmal vorführt, ohne sie deshalb als das »ganz Andere« zu romantisieren.²

Wirksam war vielmehr die Gadamersche Hermeneutik, die den »Dialog« mit Autoren von als klassisch eingeschätzten Texten suchte und dabei sie verstehend sich und ihr Denken weiterentwickeln, in einem gemeinsamen Geisteshorizont verschmelzen wollte.³ Doch der vermeintlich zarte Schmelz der Hermeneutik manifestierte viel mehr Machtbewußtsein als es auf den ersten Blick scheint. Frühzeitig zu rufen »Ich versteh dich ja!«, kann auch eine Form des Mundtot-Machens sein, wie Derrida als einer der wenigen es an der Hermeneutik wahrgenommen hat.⁴ Die ebenfalls einflußreiche Methode der Dekonstruktion entlarvte dagegen vergangenes Denken so lange, bis es nicht nur seine Larven, sondern sein Gesicht verloren hatte, nicht durch Verschmelzen verschwunden, sondern von der gegen den Strich striegelnden Bürste seine Gestalt aufgerieben worden war. (Daß vergangenes Denken ein eigenes Gesicht und eine eigene Gestalt hat, wurde von Dekonstruktivisten freilich auch bestritten.)

Denkwelten, Klassizismen und philosophischer Wandel

Anders könnte es gehen, wenn man auf Nelson Goodman schaut und alternative Entwürfe aus der Geschichte des Denkens vor allem als Alternativen im Weltverständnis, als *Kategoriensysteme* oder Denkwelten, begreift, vergleichbar den Kuhn'schen »Paradigmen« oder der Foucault'schen »Episteme«. Dann geht es weniger darum, ob tote Philosophen heute noch als wahr einzustufende Behauptungen aufgestellt haben oder hinsichtlich eines Themas recht behalten, das »uns« immer noch interessiert. Dann ist relevant, was für tote Philosophen *Behaupten, Beweisen und Denken bedeutete und wie sie diese vielleicht gar nicht konstanten philosophischen Unternehmungen transformiert* haben oder kurz: Was es überhaupt in *ihrer* Welt für sie hieß, zu philosophieren.⁵ (Analog der Frage: Was hieß es für Picasso im Unterschied zu Rembrandt ein Bild zu malen? statt: Wer hat die *besseren* Bilder gemalt?) Die Goodmansche Feststellung, daß vergangene philosophische Projekte eigene Weltversionen darstellten, die ihre Wahrheitsbedingungen mit sich brachten, ist erst einmal nur ein philosophiehistorisches *Programm*. Um es zu realisieren, ist historische Arbeit nötig, die über die Rekonstruktion von Begrifflichkeiten hinausgehen muß und die Wiederaneignung von Kenntnissen verlangt, über vergessene, sogenannte zweit- und drittrangige philosophische Literatur, über die damalige Alltagssprache und die Wissenschaften im Umfeld einer vergangenen Philosophie. Dies zu leisten mutet – zugegebenermaßen – übermenschlich an. Dieter Henrichs Konstellationsforschung zeigt, welche Mühen es allein schon macht, das vergessene philosophische und literarische Umfeld einiger »Klassiker« für einen sehr kleinen Zeitraum zu rekonstruieren.⁶ Aber es sind nicht allein die Mühen, die Philosophen davon abhalten, zu den nicht klassischen und nicht philosophischen Texten hinabzusteigen, um die Klassiker der Philosophie zu deuten. Vielmehr können durch einen solchen Abstieg auch *Identifikationsbedürfnisse* frustriert werden. Was man vermeiden möchte.

Wissenschaftshistoriker haben es da auf den ersten Blick leichter. Denn man kann sich, so man bei Verstand ist, nicht mit einer vergangenen Theorie der Verbrennung oder der Massenanziehung so identifizieren, wie ein gegenwärtiger Philosoph mit Kant oder Aristoteles. Das erlaubt der Wissenschaftsgeschichte einerseits einen »kälteren Blick« auf die Vergangenheit. Andererseits müssen ihre Vertreter die auch bei ihnen vorhandenen Identifikationsbedürfnisse anders befriedigen: über *Methoden*. Foucault's Genealogie als Methodenspende für die Wissenschaftsgeschichte in Frage zu stellen, kann für Wissenschaftshistoriker so schmerzhaft sein, wie für einen Philosophen, »seinen Kant« irren zu sehen.

Von der Wissenschaftsgeschichte kann die Philosophiegeschichte daher lernen, sich um das weitere historische und nicht nur philosophische Umfeld ihrer Texte

und nicht nur um deren interne begriffliche und argumentative Struktur zu kümmern. Darauf hat Ian Hacking hingewiesen als er über Simon Schaffers und Steven Shapins Arbeit zur Philosophie und Wissenschaft in der frühen Neuzeit schrieb:⁷ »Diese Wissenschaftler versehen das nackte Gerüst aus Nelson Goodmans *Weisen der Welterzeugung* [...] mit historischer Substanz. Wo Goodman mit markigen Worten über Weltversionen und richtige oder falsche Kategorien gesprochen hat, geben diese Leute wirklich an, um *welche* Versionen und Kategorien es sich handelt und wie sie entstehen.«⁸

Wissenschaftshistoriker können dagegen von den Philosophen die ontologischen Voraussetzungen und argumentativen Konsequenzen ihrer methodischen Entscheidungen lernen, etwa was es hinsichtlich der Existenz von Wesenheiten und Prozessen bedeutet, sich der genealogischen Methode zu verschreiben. Das kann schmerzhaft sein, sofern es ebenfalls ein Identifikationsobjekt in Frage stellt. Doch kann es die Wahl für eine Methode bewußter machen, von dem Wunsch ablösen, zu einem bestimmten Club (etwa dem, in dem man immer »Dispositiv« und »Episteme« sagen muß) dazuzugehören.

Philosophen mit wissenschaftshistorischer Bildung beginnen vielleicht auch auf nicht philosophische Gründe dafür zu achten, daß eine Weise, die Welt und die Mitmenschen zu sehen, *untergeht* und eine andere einen *Aufschwung* erlebt. Ein solcher Grund liegt in *sich verschiebenden Machtkonstellationen* zwischen gesellschaftlichen Gruppen. Die eigenen Stimmen vergangener Philosophen ergeben sich auch aus Reaktionen auf solche Machtkonstellationen. Nur Philosophie, die sich in einer erfahrungsfreien Kammer der Logik versteckt, kann hoffen, dem Druck zu entkommen, anders sprechen zu müssen als ihre »Vorgängerinnen«, weil andere, etwa nicht mehr theologische, sondern beispielsweise eher ökonomische und technische Diskurse die Ohren der Mächtigen füllen. Das einzusehen, bedeutet nicht, philosophische Überzeugungen zu einem bloßen Epiphänomen von Machtkämpfen zu machen, sondern einen weiteren Faktor neben der argumentativen Abwägung von Wahrheit und Falschheit in der Rekonstruktion der Konjunkturen von Denkweisen zu berücksichtigen.⁹

Rückgriffe

Auch wegen der Identifikationsmöglichkeiten mit alten philosophischen Systemen ist es in der Philosophie wie vielleicht nirgendwo sonst möglich, zweitausend Jahre alte Projekte wieder aufzunehmen und so zu transformieren, daß sie in der Gegenwart eine Relevanz erhalten. Man findet eine solche Bewegung seit Heidegger bei

Hannah Arendt,¹⁰ beim späten Michel Foucault,¹¹ bei Bernard Williams¹² und Martha Nussbaum,¹³ bei Alasdair Macintyre¹⁴ und auch bei Stanley Cavell.

Cavell, der in seinem ersten Buch *The Claim of Reason* von 1979 noch Projekte von Ludwig Wittgenstein und seinem Lehrer John Austin im Zusammenhang mit dem Skeptizismus weiterführte, also ganz Philosoph seiner Gegenwart zu sein schien, hat danach als Professor für Ästhetik und allgemeine Werttheorie in Harvard eine Konzeption des sogenannten *moralischen Perfektionismus* entwickelt, in der Nietzsche, Emerson, Thoreau, aber auch Platon eine zentrale Rolle spielen. In dieser Konzeption deutet Cavell das um, was an Nietzsche (der hier schon auf die Antike zurückgreift) und Platon als *griechischer Elitismus*, als die Bereitschaft gesehen wurde, für die kulturelle *Höherentwicklung* einzelner die Sklavenhaltung vieler hinzunehmen. Doch nach Cavell geht es in den entsprechenden Texten, wo von »höheren Menschen«, »goldenen Seelenanteilen« oder »Übermenschen« auf der einen und »geborenen Sklaven« oder »Herdenmenschen« auf der anderen Seite die Rede ist, nicht um Ausbeutung zwecks Elitenbildung, sondern um *philosophische Kritik und Therapie auf Grund von Idealen*. Kulturelle Kollektive und Einzelne verfolgen nach Cavell Ideale, unter deren Nicht-Verwirklichung sie leiden. Einzelne schämen sich der Faulheit und Furcht, die sie daran hindert, so zu werden und zu handeln, wie sie meinen, daß sie handeln und sein *müßten*. Die Rede vom »Höheren« und »Goldenen« im Menschen betrifft dann Ideale als Grundlage der Kritik kollektiver Kulturen und individueller Existenzen, nicht aber eine realpolitisch angestrebte Ordnung, die die Menschen *guten Gewissens* in »Eliten« und »Herden« einteilt, wie Popper in seiner Kritik an Platon noch meinte.¹⁵ Ebenfalls unter Rückgriff auf antike Philosophie will Cavell diese Auseinandersetzung mit Idealen als eine *Form der Selbsterkenntnis* und als *Erziehungsprojekt für Erwachsene* deuten, der sich auch die gegenwärtige Philosophie zu widmen habe, statt sich als Pseudowissenschaft selbst mißzuverstehen.¹⁶

Die Geschichte der Philosophie des Abendlandes wird damit für Cavell nicht wie für Hegel ein Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, sie hat nicht vor allem mit immer neuen Versuchen der Selbst- und Letztbegründung, dem Absichern von Wissenschaftsansprüchen und deren vermeintlich endgültigem Scheitern in der Postmoderne zu tun, wenig mit Verdinglichung, Seinsvergessenheit und der Verwindung der Metaphysik in Dichten und Denken. Es geht in ihr nach Cavell vielmehr um den Umgang mit Idealen des Lebens und Erkennens und mit der Bedeutung dieser Ideale in der Bewältigung des Alltags.

Wissen über Moral und Alltägliches

Cavells Geschichte der Philosophie bezieht sich wie die Hegels, Nietzsches oder Heideggers auf den philosophischen Textkanon, deutet ihn aber neu. Für die Plausibilisierung seines moralischen Perfektionismus verläßt Cavell diesen Kanon jedoch auch und betrachtet schöne Literatur, die Oper und den Film als Quelle für Analysen des menschlichen Umgangs mit Idealen. Denn das Thema des »Gewöhnlichen« und »Alltäglichen« ist philosophisch schwer greifbar. Moral spielt vor allem in der Gestaltung des alltäglichen Lebens, nicht nur in Grenzsituationen auf der Unfallstation, eine Rolle. Es ist vor allem das alltägliche Leben, in dem Ideale scheitern und für dessen Fortsetzung sie benötigt werden, wenn es nicht nur noch zynisch *ertragen* werden soll. Doch allzu oft spiegeln die in philosophischen Texten zitierten Meinungen des »Mannes von der Straße« oder die so häufig berufenen »Intuitionen« lediglich die Vorurteile und Borniertheiten einzelner Denker oder einer Gruppe von Philosophen wider. Cavell geht es nicht darum, die Pseudowissenschaftlichkeiten einer sowohl definitionsverliebten, wie gleichzeitig hemmungslos spekulativ Alltäglichkeiten und Intuitionen konstruierenden Fachphilosophie durch empirische Meinungsforschung zu ersetzen; er geht einen anderen Weg.

Es sind die minutiösen Auslegungen von Filmen, in denen Cavell eine *neue Wissensquelle über die Alltäglichkeit für die Philosophie* erschließt. Die Dialoge der streitenden, sich entfremdenden und wieder zusammenkommenden Ehepaare der Hollywood-Komödie aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts spiegeln moralische Überzeugungen wider. Sie tun dies auf eine sehr bestimmte Weise. Gerade dadurch werden moralische Ideale der Freundschaft und des Mutes, und Maßstäbe der Kritik an Verlogenheit, Hochmut, Unreife und Eitelkeit in spezifischen Situationen greifbar, die philosophischer Reflexion sonst weitgehend verborgen blieben. Wie sähe das Nachdenken über antike Ethik aus, gäbe es Dokumentar- und Spielfilme über Gerichtsprozesse und Eheauseinandersetzungen aus dieser Zeit, neben den Homerschen Epen, den Tragödien von Sophokles und Aischylos und den Platonischen Dialogen?

Nach dem Kanon

In dieser Hinsicht scheint Cavell für die Philosophie zu tun, was die Literaturwissenschaften taten, die sich in den letzten zwanzig Jahren in Kulturwissenschaften verwandelten, als sie den Kanon von *Minna von Barnhelm*, *Don Carlos* und *Faust* durch *STAR TREK*, *KILL BILL* und *SHREK* ergänzten oder besser: in die Luft jagten. Doch Cavell behält einen normativen Anspruch bei der Verschiebung der Auf-

merksamkeit auf neues Material bei. Einerseits wird bei ihm wie bei der Transformation der Geistes- zu Kulturwissenschaften deutlich, wie schwer bestimmbar es ist, was relevanter Weise zur Geschichte eines Faches gerechnet werden muß und wo nach relevantem Material für das Verständnis philosophischer Probleme oder einer vergangenen Epoche zu fahnden ist. Andererseits wird man nicht sagen können, daß *nach* Cavell nicht allein Platons *Staat*, sondern auch der Film *HIS GIRL FRIDAY*, den er mit diesem Dialog konfrontiert, zum philosophischen Kanon zu rechnen sei und in philosophischen Proseminaren durchgenommen werden müsse. Dieser Film aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird für das Cavellsche Denken über moralischen Perfektionismus selbst und für *seine* Deutung von Platons zweitausend Jahre altem Dialog zu einer Quelle, aber eben auch *nur* für dieses Cavellsche Denken und für seine Platondeutung und *nicht* für die Philosophie als Disziplin überhaupt. Insofern hat Cavell zu einer eigenen Methode des Umgangs mit der philosophischen Vergangenheit gefunden, aber nicht den Kanon philosophischen Wissens erweitert. Er hat *eine Vergangenheit für seinen eigenen philosophischen Standpunkt erzeugt*, was eine besondere Art ist, Geschichte des Wissens zu betreiben.

In der Kulturwissenschaft wurde bei der »Sprengung« des Kanons nicht immer (vielleicht sogar selten) ein *kritisches* Interesse beibehalten. Es wurde nicht unbedingt versucht, Shakespeare besser zu verstehen, indem man *DALLAS* analysiert, sondern es wurde *DALLAS statt Shakespeare* ausgelegt. Es war mehr die Ermüdung am kanonisierten Wissen und dekonstruktivistisch angefeuerte Lust am Einreißen der Barrieren zwischen der hohen und bildenden und der angeblich niederen, bloß unterhaltenden Kultur, die diese Entwicklung angetrieben haben, und nicht so sehr die Suche nach neuen Quellen des ästhetischen Wissens und Bewertens. Darüber hinaus waren mit Untersuchungen zum Teufel bei Goethe und Haribo Verblüffungseffekte und Innovationserfolge erzielbar, die sich Vertreter der tausend- und zweiten Deutung des Goethischen *Faust* kaum versprechen durften. Das war vermeintlich nötig geworden, weil Geisteswissenschaften in einer weiterhin betriebenen Einebnung der Wissenskulturen durch Wissenschaftspolitiker, die sich ganz auf die Naturwissenschaften kaprizieren, unter verschärften Fortschritts- und Innovationsdruck gesetzt werden. Einige der kulturwissenschaftlichen Fachvertreter gaben diesem Druck nach, indem sie behaupteten, die Sprengung des Kanons sei ein *Fortschritt* und führe zu neuen Erkenntnissen. Endlich schien es auch in Gelehrtenstuben (in denen sonst durch den Blick zurück, mittels der Lektüre sehr alter Bücher, Neues hervorgebracht wurde) und nicht nur in Labors »voran« zu gehen. Neue Erkenntnisse wurden zwar eingefahren, nur: Ein Themenwechsel stellt ebenso wenig einen *Fortschritt* dar wie ein Ortswechsel, der nicht als Schritt

auf ein vorgegebenes Ziel stattfindet. Man ist dann nur *woanders* hingeraten, aber nicht unbedingt der Sache näher gekommen, die man immer schon gesucht hat. (Allerdings ist auch der angebliche »Fortschritt« in den Natur- und Technikwissenschaften keine geradlinige Bewegung auf ein lange angepeiltes und feststehendes Ziel.¹⁷)

Philosophische Tapisserien

Am schwersten wiegt beim Vergleich der philosophischen Entwicklung Cavells und derjenigen der Geistes- und Kulturwissenschaften vielleicht, daß das Nachdenken über Ideale, Werte, Entwicklung und Kritik der Kultur und des individuellen Lebens bei Cavell durch und durch von Fragen der *Bewertung*, *Schätzung* und *Selbstachtung* getragen ist, dem es dann auch noch um die Zukunft, etwa der amerikanischen Nation, geht. Von diesem kritischen Interesse geleitet, konstruiert Cavell »Knoten« in der philosophischen Vergangenheit, einen bei Platon, einen anderen bei Nietzsche: Knoten, in denen viele gedankliche Fäden miteinander verbunden werden und die den Epochenschwellen oder Krisen- und Bruchstellen der sonstigen Geschichten des Wissens vergleichbar sind. Die Abschattung, wenn nicht gar das *Aufgeben der Bewertungsfragen* war dagegen charakteristisch für die Verwandlung der alten Geisteswissenschaften, die noch ästhetische Urteile über sprachliche Kunstwerke glaubten fallen zu müssen, in solche Kulturwissenschaften, die anhand der Analyse von Romanen, Filmen und durch Stimmungsdiagnosen herausfinden wollte, »wie gerade die Lage ist«. Cavell will nicht einfach wissen, wie die Lage ist, sondern er *bewertet* sie, beispielsweise bezogen auf die USA, als *schlecht* und will sie mit jeder Zeile, die er schreibt, verbessern (wie in dem unten abgedruckten Interview nachgelesen werden kann). So innovativ Cavell also methodisch ist und so originell sich sein Zugriff auf philosophische Vergangenheiten auch darstellt, er bleibt in seiner Betrachtung der Vergangenheit *kritischer Philosoph*, wird nie zu einem zuschauenden Beobachter. Insofern kann man an ihm studieren, was es für in der Gegenwart lebendige Philosophie heißen kann, ein Bewußtsein ihrer Geschichte zu haben. Sie muß nicht mit Heidegger Vergangenheit verwinden, sie mit Derrida dekonstruieren oder mit Gadamer alles verstehen. Cavells Geschichte der Philosophie und sein gleichzeitig gegenwärtiges Denken entstehen wie Teppiche eines Webers, der alte Prachtstücke aufknotet, um Fäden für die Herstellung eines neuen Teppich zu gewinnen. Eine ihrer Geschichte bewußte Philosophie kann alte Muster des Denkens in originellen Deutungen zerlegen, so daß Elemente vergangenen Denkens, wie die Fäden alter Teppiche neu verknüpfbar werden. Sie kann zwischen die gewonnenen alten Fäden neue (bei-

spielsweise aus dem Film) einweben und auf diese Weise neue gedankliche Muster entstehen lassen, in denen die Farben alter Tapisserien wieder erscheinen, aber in anderen Kontrasten.

Michael Hampe

Anmerkungen

- 1 Vgl. etwa Perlers und Wilds Diagnosen zum Verhältnis von Cartesischer Philosophie des Geistes, gegenwärtiger Sprachphilosophie und Verhaltensforschung: Perler, Dominik und Wild, Markus: *Der Geist der Tiere*, Frankfurt a.M. 2005.
- 2 Blumenberg, Hans: *Ein mögliches Selbstverständnis*, Stuttgart 1997.
- 3 Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*, 5. Tübingen 1986, S. 311.
- 4 Vgl. Derrida, Jacques: »Der unterbrochene, aber ununterbrochene Dialog«, Nachruf auf Gadamer in der *Neuen Zürcher Zeitung* von 22.2.2003.
- 5 Goodman, Nelson: *Weisen der Welterzeugung*, Frankfurt a. M. 1991, S. 129.
- 6 Vgl. Henrich, Dieter: *Grundlegung aus dem Ich. Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus, Tübingen – Jena 1790-1794*, Frankfurt a.M. 2004.
- 7 Shapin, Steven und Simon Schaffer: *Leviathan and the Air Pump: Hobbes, Boyle and the Experimental Life*, Princeton 1986.
- 8 Hacking, Ian: *Historische Ontologie*, Zürich 2006, S. 81.
- 9 Ohne auf das Problem der Identifikation mit Philosophien und Methodologien einzugehen, behandelt Richard Rorty die Frage des Verhältnisses von Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte mit einem Plädoyer für »Intellektualgeschichte« (die man als seine Version von Geschichte des Wissens bezeichnen kann), in: Rorty, Richard: »Vier Formen des Schreibens von Philosophiegeschichte«, in: Ders.: *Wahrheit und Fortschritt*, Frankfurt a.M. 2000, S. 355-394.
- 10 Arendt, Hannah: *The Human Condition*, Chicago 1958.
- 11 Foucault, Michel: *L'herméneutique du sujet. Cours au Collège de France, 1981-1982*, Paris 2001.
- 12 Williams, Bernard: *Shame and Necessity. Sather Classical Lectures*, Berkeley 1993.
- 13 Nussbaum, Martha: *The Therapy of Desire. Theory and Practice in Hellenistic Ethics*, Princeton 1996.
- 14 Alasdair MacIntyre: *After Virtue: A Study in Moral Theory*, London 1993.
- 15 Popper, Karl: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde I. Der Zauber Platons*, Tübingen 2003.
- 16 Cavell, Stanley: *Philosophy. The Day After Tomorrow*, Cambridge, Mass. & London 2005, S. 2.
- 17 Vgl. dazu Rheinberger, Hans-Jörg: *Iterationen*, Berlin 2005.

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Zentrums
»Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen von ETH und Universität Zürich.

Redaktion: Lea Haller

ISBN: 978-3-03734-016-5
© diaphanes, Zürich-Berlin 2007
www.diaphanes.net
Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich
Druck: Stückle, Ettenheim

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Editorial | 7 |
| ■ ■ ■ ■ ■ Daten | |
| David Gugerli Die Welt als Datenbank Zur Relation von Softwareentwicklung, Abfragetechnik und Deutungsautonomie | 11 |
| Markus Krajewski In Formation Aufstieg und Fall der Tabelle als Paradigma der Datenverarbeitung | 37 |
| Thomas Haigh »A Veritable Bucket of Facts« Ursprünge des Datenbankmanagementsystems | 57 |
| Dominique Linhardt Die »Informationelle Frage« Elemente einer politischen Soziologie der Polizei- und Bevölkerungsregister in Deutschland und Frankreich (1970er und 1980er Jahre) | 99 |
| Hans-Jörg Rheinberger Wie werden aus Spuren Daten, und wie verhalten sich Daten zu Fakten? | 117 |
| ■ ■ ■ ■ ■ Essay | |
| Michael Gamper Poesie konkret Literatur als Experiment | 129 |
| ■ ■ ■ ■ ■ Lektüren | |
| Daniela Zetti Handlungsreisen James W. Cortadas <i>The Digital Hand</i> | 155 |
| Helmut Müller-Sievers Der Vorbeifahrer Thomas Pynchons <i>Against The Day</i> | 161 |

■ ■ ■ ■ Dialoge

| | |
|--|-----|
| Vom Befehl zur Steuerung, von der Datei zum Index Horst Herold im Gespräch mit David Gugerli | 173 |
| Georges Canguilhem Maschine und Organismus | 185 |
| Cornelius Borck Vom Spurenlesen und Fintenlegen Canguilhems Votum für eine Empirie organischer Rationalität | 213 |
| Die Autorinnen und Autoren | 227 |

Editorial

Wenn die Datenflut vorhandene Verarbeitungskapazitäten übersteigt oder die Datenknappheit einen im Dunkeln tappen lässt, dann werden Daten zum Problem. Als Betriebs- und Rohstoff wissensbasierter Ökonomien sind Daten eine heiß umstrittene und begehrte *commodity*, als Grundlage von Herrschaftstechnologien machen sie Angst oder erweitern Handlungsfelder, als Instrument wissenschaftlichen Arbeitens organisieren sie Erkenntnisfelder, institutionalisieren epistemische Praktiken und lassen sich bei geeigneter Auswertung zu schlagenden Beweisen aggregieren.

Für eine Geschichte des Wissens sind Daten von zentraler Bedeutung. Spätestens seit im 19. Jahrhundert die instrumentengeleitete Produktion von Daten eine Selbstverständlichkeit geworden ist, kann von den *data* nicht mehr nur als dem Gegebenen die Rede sein, sondern stellt sich zwangsläufig auch die Frage nach ihrer Genese. Maschinen und Instrumente mit je eigener Spezifikation (dem »Datenblatt«) haben das Messen, Sammeln und Vergleichen von Phänomenen zu einer bedeutenden Legitimations- und Erklärungsstrategie gemacht. Ihre Ergebnisse treten in Form von Messwerten, Beobachtungen und Serien sowie unter dem Sammelbegriff »Resultate« in Erscheinung. Mit der digitalen Speicherung, Bearbeitung und Übertragung von Daten wurde ab Mitte des 20. Jahrhunderts der Datenbegriff gegenüber der Rede von den Messwerten dominant und verselbständigte sich. Das *plurale tantum* »data« mutierte trotz der Explosion der Datenmengen zum *singulare tantum*; der rhetorische Keulenschlag »Our data shows ...« hat sich ungeachtet der Einwände etymologisch versierter Redakteure etabliert.

Das argumentative Potential von Daten fußt nicht zuletzt auf dem, was sich mit Daten alles machen lässt. Daten können erhoben, gewonnen, abgelegt, gespeichert, ausgewertet, verbreitet, verkauft, aggregiert, gefälscht, interpretiert, übertragen, gesichert, geschützt, aufbereitet und kombiniert werden. Daten zeigen Verhältnisse auf, stützen Thesen und widerlegen Annahmen. Wenn sie sich verändern und damit zu Tendenzen werden, warnen sie vor der Zukunft oder versprechen bessere Zeiten. Daten haben prognostisches Potential, aus ihnen lassen sich Argumente machen. Dabei müssen sie keineswegs mehr auf Messungen oder Kodierungen beruhen, deren Ergebnisse gerechnet werden können. Im digitalen Format lassen sich Daten auch dann wie Zahlen behandeln, wenn sie ein alphabetisches oder ein audiovisuelles Ereignis darstellen. Ihre digitale Reduktion ist Voraussetzung für den hohen Grad an kommunikativer und manipulativer Generalisierbarkeit – zum Preis einer gewaltigen hard- und softwaremäßigen Aufrüstung ihrer Umgebung.

Die Veränderungen der Zirkulationsbedingungen von Wissen sind historisch von besonderer Bedeutung. Wo der Umfang verfügbarer Wissensbestände steigt, wo sich die Zugriffsmodi vervielfältigen und wo man eine beschleunigte Ausbreitung von Wissen konstatiert, da sind wissenshistorische Erklärungen gefordert. Dies gilt auch für die Bedingungen und Folgen einer zunehmend rechnergestützten Produktion, Lagerung und Distribution von Daten im 20. Jahrhundert. Wie werden zum Beispiel aus Fakten Daten (und umgekehrt), und wie verändert sich damit – sowohl qualitativ wie auch quantitativ – das verfügbare Wissen? Wie mutieren herkömmliche Narrative zu rechnergestützten *views* und softwaregenerierten Visualisierungen? Welche Rolle spielen Datenbanken als Medien temporärer Stagnation, als Mittel der Rekombination von Wissensbeständen, als Instrumente zur Herstellung von Relationalität und einer kontextspezifischen Ordnung von Wissen? Was passiert mit den *dramatis personae* im Theater jener Akteure, die Wissen herstellen, es verwalten, anwenden und weitergeben? Wie verschiebt sich das Verhältnis von der Datenkonzentration zur Datenverteilung, wie stehen Archivierung und Vertrieb zueinander? Wie entstehen neue Zugriffsmöglichkeiten auf Wissensbestände, welche Zugangsbarrieren verschwinden und welche kommen hinzu?

Der vorliegende Band des Zürcher Jahrbuchs für Wissensgeschichte kann solche Fragen mit der gebührenden Sorgfalt nur exemplarisch behandeln. Die Beiträge sind jedoch so ausgewählt und konzipiert worden, dass sie für weitere Untersuchung eine reiche Palette von Anregungen bieten.

David Gugerli, im August 2007

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Zentrums
»Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen von ETH und Universität Zürich

Redaktion: Pascal Germann und Simon Hofmann

ISBN: 978-3-03734-050-9

© diaphanes, Zürich-Berlin 2008

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Druck: Poppen&Ortmann, Freiburg i. Br.

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Editorial | 7 |
| ■ ■ ■ ■ Darwin | |
| Christoph P. E. Zollikofer, Marcia S. Ponce de León Evolution im Bild | 11 |
| Maria E. Kronfeldner Trigger me Evolutionspsychologie, Genzentrismus und die Idee der Kultur | 31 |
| Philipp Sarasin, Michael Hagner Wilhelm Bölsche und der »Geist« Populärer Darwinismus in Deutschland 1887–1934 | 47 |
| Eva Johach Termitodoxa William M. Wheeler und die Aporien eugenischer Sexualpolitik | 69 |
| Nadin Heé Sozialdarwinistische Ideen und »biologische Politik« in Taiwan Japans <i>double bind</i> um 1900 | 87 |
| ■ ■ ■ ■ Essays | |
| Matthias Mahlmann Naturgeschichte, Ethik und die Theorie des Rechts | 107 |
| Marianne Sommer Angewandte Geschichte auf genetischer Grundlage | 129 |
| Ludwig Jäger Sprachevolution Neuere Befunde zur Audiovisualität des menschlichen Sprachvermögens | 149 |
| ■ ■ ■ ■ Lektüre | |
| Arno Schubbach Das Bild als Spiegel epistemischer Tugenden Lorraine Dastons und Peter Galisons <i>Objektivität</i> | 173 |

■ ■ ■ ■ Dialog

Darwin-win
René Pollesch im Gespräch
mit Michael Hagner und Philipp Sarasin 183

Die Autorinnen und Autoren 197

Editorial

Vor genau 20 Jahren veröffentlichte Peter J. Bowler sein damals aufsehenerregendes Buch *The Non-Darwinian Revolution. Reinterpreting a Historical Myth*, in dem er zu Recht darauf hinwies, dass nicht die gesamte moderne Evolutionsbiologie Darwins Werk war. Bowers Anspruch, Darwins Verdienste keineswegs zu schmälern, aber sie doch in angemessene Proportionen zu rücken und zu zeigen, dass bedeutende Evolutionsbiologen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts keine linientreuen Darwinisten waren, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Das Wissen um die Geschichte der Biologie hat sich seitdem erheblich differenziert. Und doch: 20 Jahre danach ist Darwin so sehr im Zentrum der wissenschaftlichen und weltanschaulichen Diskussionen wie ehemals. Das hat vielleicht weniger mit Darwin selbst als mit dem Zustand der Wissenskulturen zu tun, wie er in den gegenwärtigen Gesellschaften zu beobachten ist. Soziobiologie und evolutionäre Psychologie schmieden aus ihrem »Darwin« wieder einmal eine Waffe gegen alle kulturalistischen Deutungen des Menschen, um – nicht nur in ihren radikalsten Strömungen – die biopolitische Deutungsmacht über alle möglichen Belange von Anstandsregeln bis Zeugungsverhalten zu erlangen. Umgekehrt mögen nicht nur die Kreationisten, sondern je nach Umfrage bis zu 60% der Bevölkerung überhaupt nicht an »Darwin« glauben und favorisieren stattdessen einen »Schöpfer«, der das alles ins Werk gesetzt haben soll. Und die mediengesättigte Wissensgesellschaft überrascht uns in Gestalt eines bekannten Online-Buchhändlers mit der folgenden Preziose: »Liebe Kundin, lieber Kunde! Kunden, die *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl* von Charles Darwin gekauft oder bewertet haben, haben auch *Ein Grundkurs in Evolutionslehre* von Rudolf Steiner bestellt. Daher freut es Sie sicher, dass *Ein Grundkurs in Evolutionslehre* jetzt erhältlich ist. Bestellen Sie jetzt Ihr Exemplar!« Nein, das tun wir nicht! Aber Darwin und Steiner – was ist das eigentlich für eine Wissensordnung, die diese beiden in engste Nachbarschaft zueinander rückt? Ist es der definitive Sieg eines marktgängigen Holismus, der alles mit allem verrühren kann? Oder ist es die stillschweigende Abdankung von Differenz- und Distinktionskriterien, die ihren einstmaligen Anspruch, vor Verblendung zu schützen, verloren haben?

Auch die Kulturwissenschaften haben den viktorianischen Naturforscher Charles Darwin (1809–1882) in den letzten Jahren auf fast liebevolle Weise für sich entdeckt. Auch wenn das 2009 bevorstehende Darwin-Doppeljubiläum (neben dem 200. Geburtstag jährt sich das Erscheinen von *Origin of Species* zum 150. Mal) mit all seinen medialen Flutwellen den Blick verzerren mag, ist die Debatte längst im

Gang. Es ist Zeit, zu fragen, was uns eigentlich und in welcher Weise mit Darwin verbindet. Welche nachhaltigen Verwerfungen sind von seinen Hauptwerken ausgegangen? Wie durchlaufen die davon ausgelösten Bruchlinien das Wissen in der Moderne – oder geben ihm gar als tiefe Kanäle bis heute die Richtung vor? In mancher Hinsicht ist Darwin unausweichlich: Dass die organische Welt von einfachsten Formen abstammt und sich evolutionär entwickelt hat, ist im Ernst nicht bestreitbar. Und auch die von Darwin postulierten evolutionären Mechanismen Variation, Kontingenz und Selektion stehen heute nicht mehr zur Debatte. Doch was heißt das heute, und zwar gerade jenseits der Evolutionsbiologie? Was haben Kultur und Biologie, Geschichte und Evolution miteinander zu tun? Müssen sie wirklich als ein so schroffer Gegensatz begriffen werden, wie es bislang die Regel ist? Solchen Fragen wollen wir nicht ausweichen, wenn wir etwa über die Genealogie der Sprache oder über das Verhältnis von evolutionärer Ausstattung, Moral und Recht nachdenken – wohl wissend allerdings, dass die Begeisterung, mit der viele Sozialwissenschaftler Darwins Lehre am Ende des 19. Jahrhunderts auf ihre Weise aufgegriffen haben, im 20. Jahrhundert die verheerendsten Wirkungen zeitigte.

So erscheint heute der alte Darwin als ein Ort neuen Denkens. Und das ist ein Denken – man kann es in Darwins Texten beispielhaft nachlesen –, das keinem Problem, welches sich der Theorie stellt, aus dem Wege geht, sondern diese Probleme behutsam formuliert und jeder vorschnellen Kompromisslösung widersteht; das seine Gedanken in geradezu Cartesischer Manier klar und deutlich entfaltet und sich doch in dem Punkt unterscheidet, dass es nicht die metaphysische Gewissheit gewährleisten kann und will, die Descartes noch vermitteln konnte. Bei Darwin werden bestimmte Dinge offen gelassen, und genau aus diesem Grunde weiß man ziemlich genau, woran man bei ihm ist. Vergewärtigt man sich die große Vor- und Umsicht, die Darwins Denken auszeichnet, so wäre gerade heute noch einmal die Frage aufzuwerfen, wie es kommen konnte, dass seine Thesen so schnell und unverfroren in verderbliche Weltanschauungsszenarien umgemünzt werden konnten.

Kein einziger der folgenden Beiträge beschäftigt sich ausschließlich mit Darwin selbst. Stattdessen widmen sie sich aus unterschiedlichen Perspektiven jenen Schauplätzen des Wissens, die uns seit Darwin beschäftigen – bis hin zu jenen Bildern des Übergangs, die buchstäblich aus Bruchstücken sehr alter Knochen ein irritierend fernes Bild von »uns selbst« zeigen.

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Zentrums
»Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen von ETH und Universität Zürich

Redaktion: Sibylle Marti

ISBN: 978-3-03734-089-9

© diaphanes, Zürich-Berlin 2009

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: Zedit, Zürich

Druck: Poppen&Ortmann, Freiburg i. Br.

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Editorial | 7 |
| ■ ■ ■ ■ Nicht-Wissen | |
| Friedrich Balke Der Riesenmaulwurf Zur Rolle des Nicht-Wissens bei Kafka und Foucault | 13 |
| Martin Seel Vom Nachteil und Nutzen des Nicht-Wissens für das Leben | 37 |
| Michael Hampe Existenzielle und wissenschaftliche Revolutionen Zur Differenz von Wissen und Nicht-Wissen | 51 |
| Gloria Meynen Once Upon a Time in the Future Geschichten, die die Zukunft schrieb | 69 |
| ■ ■ ■ ■ Essay | |
| Philip Ursprung Gordon Matta-Clark und die Grenzen der Architektur | 101 |
| ■ ■ ■ ■ Lektüren | |
| Jürgen Kaube Die Tugend der Forscher Steven Shapins <i>The Scientific Life</i> | 117 |
| Heinrich Popitz Über die Präventivwirkung des Nichtwissens Dunkelziffer, Norm und Strafe [1968] | 123 |
| Wolfgang Wohlers Handeln trotz Nicht-Wissen Androhung und Verhängung strafrechtlicher Sanktionen | 145 |

Dialog

An den Grenzen des Wissens
Das Wissenschaftskolleg zu Berlin
Joachim Nettelbeck im Gespräch mit David Gugerli 169

Die Autorinnen und Autoren 181

Editorial

Nicht-Wissen hat einen denkbar schlechten Ruf. Würde Immanuel Kant heute leben und zu seinem Fernsehpublikum sprechen, würde er wohl immer noch darauf beharren, dass wir uns gefälligst unseres Verstandes bedienen sollten anstatt wie die Idioten schulterzuckend zu bekennen, dass wir nun einmal nichts wissen. Er wäre nicht der Einzige. Vom Zwang zum life-long learning über die mediale Strahlkraft von Experten bis zur Ratgeber-Weisheit, dass Intelligenz sexy sei, durchzieht ein hartnäckiger Diskurs von der Tugend des Wissens unsere Gesellschaft. Daher sollte uns auch der kulturkritische Einwand, dass das Fernsehen dem Nicht-Wissen doch breiten Raum gewähre, nicht zu der Geste verführen, das Wissen auf unserer Seite und das Nicht-Wissen bei den anderen zu verorten. Schließlich ist diese Geste zuallererst die geheime Erkennungsmarke jener, die aus einem durch mehrere Zugangskontrollen gesicherten und mit Sprachrohren verschiedener Stärkeklassen und Kaliber ausgestatteten akademischen Raum heraus agieren.

Die Grenzlinie zwischen den beiden Territorien des Wissens und des Nicht-Wissens nimmt einen anderen, verschlungeneren Verlauf als die immer bloß imaginäre Linie zwischen »uns« und den anderen. Eine mögliche These dazu haben Robert Proctor und Londa Schiebinger in einem Sammelband mit dem schönen Titel *Agnotology* formuliert: Die Trennung von Wissen und Nicht-Wissen ist ein Machteffekt – sie ist politisch.¹ Sei es, dass bestimmten sozialen Gruppen der Zugang zur Bildung verwehrt wird, sei es, dass das Heilwissen von Indianern keinen Eingang in die westliche Medizin findet, sondern in die Einsamkeit des Nicht-Wissens hinausgestoßen wird, sei es, dass wissenschaftliche Gutachten in Schubladen vermodern, weil sie die Meinung der Mächtigen nicht decken, oder sei es schließlich, dass durch endlose Spiele einer nur noch zynischen Kritik politisch motivierte Zweifel an Tatsachen wie der Klimaerwärmung medial am Kochen gehalten werden (wie Bruno Latour monierte).² In all diesen Fällen ist die Trennlinie von Wissen und Nicht-Wissen eine durchaus künstliche. Sie ist die immer nur ideologische Demarkation zwischen mächtigem Wissen und willentlich erzeugtem angeblichem Nicht-Wissen. Mit allem Recht unterliegt sie daher der Kritik der Aufklärung, wie sie Kant 1784 in einem gelehrten Journal formuliert hat.³

Doch damit ist der Beunruhigung, die die Trennung von Wissen und Nicht-Wissen im Raum des Wissens selbst auszulösen vermag, noch nicht Rechnung getragen. Zum einen könnte jeder und jede spätestens seit Max Weber wissen, dass wissenschaftliches Wissen immer »veralten« muss, ja notwendig in Nicht-Wissen überführt werden wird: »Wissenschaftlich [...] überholt zu werden, ist«, so Weber,

»nicht nur unser aller Schicksal, sondern unser aller Zweck.«⁴ Zum anderen ist das prekäre, wechselvolle Verhältnis von Dogma und Häresie, von Validierung und Entwertung von Wissen, sind die unaufhörlichen Prozesse der Kanonisierung von Wahrheiten und ihre spätere Stigmatisierung als durchschaubarer Irrtum, der dauernde Zwang zur Unterscheidung zwischen akzeptablen Thesen und bloßer Spekulation, zwischen soliden Wissensbeständen und dummem Zeug konstitutiv für jedes Wissen. Die Trennung von Wissen und Nicht-Wissen gehört zur Sisyphusarbeit aller Akteure des Wissens. Hörten sie auch nur einen Moment auf, den Stein der Weisen nach oben zu tragen, wären sie bald schon selber Opfer einer Verschiebung der Grenze und sähen sich mit einem neuen Definitionsmonopol konfrontiert. Wenn man mitten in diesen Turbulenzen steckt, kann es also richtig ungemütlich werden.

Wissen unterliegt dem Zwang, sich permanent gegen den Schatten des Nicht-Wissens zu wehren, es ist von einer Anstrengung gezeichnet, die ebenso notwendig wie vergeblich ist. Thomas Kuhn hat den konservativen Zug der Wissenschaft, sich so lange wie möglich gegen neue, verunsichernde Erkenntnisse abzuschotten, mit dem Begriff »Paradigma« belegt. Das Paradigma ist gleichzeitig Bollwerk gegen veraltetes wie neues Nicht-Wissen, also gegen überwundene Anschauungen und die Häresien der Jungen. Man muss nicht unbedingt der Auffassung sein, dass damit die Entwicklungsdynamik wissenschaftlichen Wissens schon hinreichend begriffen sei, aber man kann seit Kuhn doch mit guten Gründen vermuten, dass sich das Wissen nicht laufend in Richtung einer immer größeren Gewissheit fortpflanzt, weil es einer permanenten »Falsifizierung« (Popper) unterworfen werde. Im Gegenteil: Das Wissen mag es nicht, falsifiziert zu werden, und Wissenschaftler kennen ein paar Tricks, sich gegen diese Zumutung zu wehren. Ihre ständige Definitionsarbeit aber hat nicht zuletzt den Effekt, die Ignoranz der Akteure des Wissens gegenüber den Grenzen ihres Wissens zu steigern: Wer die Grenzen des Wissens verteidigt, neigt dazu, sein eigenes zu überschätzen. Wissensträger wissen immer weniger, was sie nicht wissen können, je erfolgreicher ihre Definitionsarbeit ist.

Diesen Umstand sollte die Wissensgeschichte ernst nehmen und immer auch eine Geschichte des Nicht-Wissens mitschreiben. Nur so kann sie sich vom Schießscharten-Blick der Akteure des Wissens befreien und der Verlockung widerstehen, sich einfach ins Innere der Festung zurückzuziehen und sich dort ganz den Regeln des verteidigten Wissensfeldes zu unterwerfen. Nur der Blick auf die Arbeit am Bollwerk lässt erkennen, wie Festungen gebaut, belagert, vom Nachschub abgeschnitten und schließlich eingenommen und umgenutzt werden.

David Gugerli und Philipp Sarasin, im Juni 2009

Anmerkungen

- ¹ Robert N. Proctor; Londa Schiebinger: *Agnotology. The making and unmaking of ignorance*, Stanford, London 2008.
- ² Bruno Latour: *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*, Zürich-Berlin 2007.
- ³ Immanuel Kant: »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?«, in: *Berlinische Monatsschrift*, Dezember 1784, S. 481–494.
- ⁴ Max Weber: »Wissenschaft als Beruf«, in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von Johannes Winckelmann, Tübingen 1988, S. 582–613, hier S. 592.

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Zentrums
»Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen von ETH und Universität Zürich
sowie dem Centro Stefano Franscini der ETH Zürich.

Redaktion: Kijan Espahangizi

ISBN: 978-3-03734-138-4

© diaphanes, Zürich 2010

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: Zedit, Zürich

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Editorial | 7 |
| ■ ■ ■ Universität | |
| Andrew Abbott Varianten der Unwissenheit | 15 |
| Ilana Löwy Über die gesellschaftliche Funktion des Wissenschaftlers heute | 35 |
| Peter Weingart Die »unternehmerische Universität« | 55 |
| Anke te Heesen Ausstellung, Anschauung, Autorschaft Über Universitäten und die Möglichkeiten ihrer Sammlungen | 73 |
| ■ ■ ■ Essays | |
| Albrecht Koschorke Wissen und Erzählen | 89 |
| Ralf Konersmann Kulturkritik und Eigensinn | 103 |
| Ernst-Christian Steinecke Evidenz(an)ordnungen Zum Verhältnis von Phänomenologie, Phänomenotechnik und epistemischen Systemen | 119 |
| Isabelle Graw Nur für Kenner – Malereiexperten und ihr Gegenstand Ein Durchgang in 6 Schritten | 139 |
| ■ ■ ■ Lektüren | |
| Christian Geulen Menschen, die auf Tiere starren Zu Michael Tomasellos Thesen über Kommunikation und Kooperation | 155 |

| | |
|---|-----|
| Hans-Jörg Rheinberger Was wir noch von Darwin lernen können Eine Rückschau auf das Darwin-Jahr 2009 | 163 |
| Joseph Ben-David Wissenschaft in einem kleinen Land | 171 |
| Rivka Feldhay Wissenschaft in kleinen und großen Ländern | 181 |
| Caspar Hirschi Bilaterale Internationalität Die heutige Schweiz im Lichte von Joseph Ben-Davids »Wissenschaft in einem kleinen Land« | 191 |
| Die Autorinnen und Autoren | 217 |

Editorial

An den deutschen Universitäten, zumal an den Exzellenzuniversitäten, hat sich in den letzten Jahren sowohl in den Natur- als auch in den Geisteswissenschaften eine Praxis durchgesetzt, bei der das Gehalt der neu berufenen Professoren danach bestimmt wird, wie viele Drittmittel sie für ihre Alma Mater akquirieren können. Wie es in Zeiten der W-Besoldung so geht, bietet man künftigen Kollegen bei den Berufungsverhandlungen einen ordentlichen Gehaltszuschlag an und erwartet eine Rückvergütung bei den nächsten anstehenden Ausschüttungen nationaler oder internationaler Förderprogramme. Im New Public Management ist dieses Prinzip als »leistungsbezogene Mittelvergabe« bekannt.

Die Unterschiede zur Humboldt'schen Universität des 19. Jahrhunderts könnten kaum größer sein. Kein preußischer Hochschulpolitiker von Altenstein bis Althoff hätte es gewagt, ein solches Belohnungssystem einzuführen, kein Universitätslehrer hätte es verstanden, wenn sein Gehalt – sagen wir – an der Anzahl der bei ihm abgeschlossenen Promotionen bemessen worden wäre. Es scheint erst unserer heutigen Universitäten mit ihren Managementmethoden und -mentalitäten zu bedürfen, um die alte Binsenweisheit in die Tat umzusetzen, dass man sich seine Untertanen am leichtesten gefügig macht, wenn es an das eigene Portemonnaie geht. Nun mag man mit sehr plausiblen Gründen argumentieren, dass dieser Kurswechsel auch sein Gutes hat. Ein Beispiel dafür wäre die Bedeutung, die das Vertrauen im universitären Miteinander spielt. Vertrauen stand bereits am Beginn der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts, als die Gelehrten-gesellschaftlichen Kriterien entwickeln mussten, anhand derer sie festlegten, welche Beobachtungen, Versuche oder Entdeckungen, die nicht immer sofort überprüft werden konnten, glaubwürdig waren und welche nicht.

Noch im 19. Jahrhundert waren die Universitäten ein mehr oder weniger überschaubarer Betrieb, in dem jeder jeden kannte und die Frage, ob das in einen neu berufenen Professor gesetzte Vertrauen gerechtfertigt ist, vor allem implizit – beispielsweise durch die Kollegen – beantwortet werden konnte. Anders die moderne Massenuniversität: Da sie ihre eigenen entropischen Eigenschaften und Unübersichtlichkeiten generiert, bleibt Vertrauen zwar weiterhin unverzichtbar, reicht aber längst nicht mehr aus, um eine solche Institution zu organisieren. Deswegen gibt es Bedingungen, klare Absprachen und Überprüfungen, zumal die finanziellen Ressourcen umso beschränkter sind, je mehr sich der Staat aus der Finanzierung der Hochschulen zurückzieht.

Die Unterschiede zwischen damals und heute reichen aber noch weiter. Gewiss gab es auch im 19. Jahrhundert Belohnungen – für Forschungsleistungen, die an Monografien oder Artikeln abzulesen waren. Aus diesem Grunde wurden Bücher, die die Universitätsprofessoren selbst zu ihren wichtigeren Werken zählten, nicht selten den betreffenden Ministern oder Staatssekretären gewidmet. Dabei bestand die nicht ganz unberechtigte Hoffnung, dass nach einer solchen erbrachten Forschungsleistung, zudem mit einer kleinen Widmungsschmeichelei versehen, eine Gehaltserhöhung bewilligt wurde.

Von all dem kann heute, wenn man die leistungsbezogene Mittelvergabe zum Maßstab nimmt, keine Rede mehr sein. Ein neu berufener Professor ist der Universität so viel wert, wie er an Drittmitteln einwirbt, Forschungsprojekte entwirft oder entwerfen lässt, die aller Wahrscheinlichkeit nach andere durchführen, oder sich an einem existierenden prestigieösen Großprojekt beteiligt, egal ob das mit seinen eigenen Forschungsinteressen kompatibel ist oder nicht. Forschung ist frei? Schon, aber dafür muss man inzwischen bezahlen. Ob es irgendwo in den Gefilden der unternehmerischen Universitäten eine Hochschulleitung gibt, die eine Gehaltsaufbesserung verspricht, wenn in den folgenden fünf Jahren eine signifikante Monografie vorgelegt wird? Schwer vorstellbar.

Die eben skizzierte Situation, die quer durch die Fachbereiche und für die unterschiedlichsten Universitäten gilt, wird von dem gerade gewählten Präsidenten der Freien Universität Berlin, dem Literaturwissenschaftler Peter-André Alt, offen eingeräumt: »Die Ausrichtung an Faktoren der Produktivität bewertet nicht wissenschaftliche Qualität, sondern die Zahl zusätzlich geschaffener Stellen und den Zuwachs an apparativer Ausstattung. Sie belohnt keine Forschung, sondern Forschungsmöglichkeit.«¹ Das ist scharfsinnig beobachtet und von dankenswerter Klarheit. Die Universität belohnt nicht die erbrachte Forschungsleistung, sondern ob Professoren genügend Arbeitsplätze geschaffen haben, ob sie also innerhalb des Großunternehmens effiziente Arbeitgeber sind. Alt erkennt darin ein Paradoxon, ist aber offensichtlich bereit, das als Grundsituation der heutigen Universität zu akzeptieren, wenn er mit Luhmann argumentiert, dass jede entscheidungsrelevante Strategie niemals dem Gesamtsystem adäquat sein kann. Das heißt, wenn ein soziales System wie die Universität handlungsfähig sein will, müssen an irgendwelchen Stellen Federn gelassen werden.

Tatsächlich: Angesichts dieser Lage braucht man keineswegs in Wehklagen über den Untergang der Humboldt'schen Universität auszubrechen, aber es ist auch nicht sonderlich befriedigend, die Einschränkung der Autonomie der Forschung mit bloßem Achselzucken zu quittieren und zur Tagesordnung überzugehen. Zumindest über vier Dinge sollte man sich im Klaren sein. Erstens führt die Beloh-

nung des Professors als Arbeitgeber zumindest in den Geisteswissenschaften zu einer Überproduktion von befähigtem wissenschaftlichem Nachwuchs. Selbstverständlich ist gegen die seit Jahren betriebene Förderung des Nachwuchses nichts zu sagen, im Gegenteil: Ein Institut, ein Zentrum, ein Programm sind exakt so gut wie die Dissertationen, die dort entstehen. Und grosso modo sind die Dissertationen heute wesentlich gehaltvoller als im 19. und sogar noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Nur: Je mehr vorzügliche jüngere Wissenschaftler durch Doktoranden- und Postdoc-Programme ausgebildet werden, desto geringer werden für den Einzelnen auf dem universitären Arbeitsmarkt die Chancen, die akademische Karriere fortzusetzen. Resultat: Sie wandern in Heerscharen ins europäische und nicht-europäische Ausland ab, das sich einerseits freuen darf, weil die hohen Ausbildungskosten dem Steuerzahler des Landes mit akademischer Überproduktion überlassen sind, ohne dass dieser davon irgendeinen Nutzen hätte; andererseits führt die Massenabwanderung von Wissenschaftlern bisweilen – zumindest in der Schweiz ist das zu beobachten – zu Ängsten, Frustrationen und Ressentiments.

Zweitens bedeutet die Marginalisierung der von den wissenschaftlich erfahreneren Universitätsangestellten erbrachten Forschungen nicht nur einen Abschied von der eigenen Tradition, man beschreitet auch einen deutschen bzw. europäischen Sonderweg, zu dem es an den amerikanischen Eliteuniversitäten keinerlei Entsprechung gibt. Zumindest in den Geisteswissenschaften ist es unüblich bis undenkbar, dass bei Berufungen oder Beförderungen in Princeton, Harvard oder am Committee on Social Thought der University of Chicago Drittmittelwerbungen irgendeine nennenswerte Rolle spielen. Dort gibt es bekanntlich keine Habilitationen, aber wer im Universitätssystem aufsteigen möchte, muss Monografien vorweisen – ansonsten bleibt nur die geruhige Existenz an einem namenlosen Provinz-College, von denen es in den USA zahllose gibt. Dieser Sonderweg hat bei der Generation der jetzt 45- bis 55-jährigen, also denjenigen, die seit einigen Jahren Professuren an den Universitäten besetzen, bereits spürbare Konsequenzen gehabt. Viele in dieser Generation haben es unter großen Mühen geschafft, ihre zweite Qualifikationsarbeit, die Habilitation, in ein Buch zu verwandeln, aber danach kommt das Bücherschreiben zum Erliegen. Es dürfte kaum eine andere Altersgruppe von Geisteswissenschaftlern geben, die, gemessen an der Zahl ihrer Mitglieder, so viele Forschungsanträge und so wenige eigenständige Bücher produziert hat.

Drittens kann es kaum ausbleiben, dass der Rückzug einer wichtigen Akademikergruppe von der Buchproduktion Auswirkungen auf das Wissen selbst hat. Freilich sind hier mangels Erfahrungen und Daten noch viele Fragezeichen zu setzen. Welche Art von geisteswissenschaftlichem Wissen wird in der unternehmerischen

Universität produziert, wenn das, was zählt, vor allem von Leuten kommt, die sich noch in der Qualifizierungsphase befinden? An welche Adressaten ist dieses Wissen gerichtet bzw. wo kommt es überhaupt an? Welche Bedeutung hat das Wissen jenseits von Quantifizierbarkeit durch Zitationsindizes, die, mit der Lupe betrachtet, reichlich irritierende Resultate ergeben?

Viertens schließlich verändert sich mit der universitären Funktion der Wissenschaftler auch ihre gesellschaftliche Funktion. Worin besteht ihre Rolle in der Öffentlichkeit jenseits von marktorientierter Selbstdarstellung? Können sie überhaupt noch glaubwürdig als Intellektuelle auftreten oder nur noch als Experten, die zu einer bestimmten Frage Stellung nehmen? Wenn der Spagat zwischen den unternehmerischen Interessen der autonomen Universität als Ganzer und der traditionellen Leitwährung akademischen Selbstverständnisses – eben wissenschaftlicher Kreativität und Leistung – immer größer wird, dann dienen Wissenschaftler zwei Herren oder Prinzipien, die miteinander inkompatibel zu sein scheinen, und alles hängt davon ab, ob man mit dieser Divergenz kreativ umgehen kann oder ob einer der Herren vollständig entmachtet wird. Fragen hinsichtlich unterschiedlicher professioneller Interessen und Identitäten haben – unter ganz anderen historischen Vorzeichen – vor 50 Jahren bereits den inzwischen fast vergessenen Wissenschaftssoziologen Joseph Ben-David beschäftigt. Auch wenn seine Antworten nicht mehr befriedigend sein mögen, so sind seine Fragen zur gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaftler dringlich genug, um sich erneut mit seinen Schriften zu befassen. Dazu werden in diesem Band einige Vorschläge gemacht.

Wissen ist niemals unabhängig von den Institutionen, in denen es entsteht; und diese sind nicht unabhängig von den Umwelten, die sie umgeben. Im Mittelalter befand sich das Wissen in enger Verbindung mit dem katholischen Glaubenssystem; in der Frühen Neuzeit waren es die prunkvollen Repräsentationssysteme der Höfe und in der Moderne die Interessen- und Machtssysteme des Staates, die die Rahmenbedingungen für die Produktion von Wissen abgaben. Niemals jedoch hat die Universität auf längere Sicht gut funktioniert, wenn sie organisiert war wie eine Kirche, ein Hof oder ein staatliches Ministerium. Wenn heute vieles dafür spricht, dass der globalisierte Kapitalismus mit seinen spezifischen Unternehmensstrukturen eine immer wichtigere Umwelt für die Universitäten darstellt; wenn Universitäten ebenso wie Firmen um Märkte, Menschen und Aufmerksamkeit konkurrieren; wenn der Zauberbegriff von der »unternehmerischen Universität« impliziert, dass ökonomische Kriterien für die Universität bis hin zur leistungsbezogenen Mittelvergabe gelten, dann muss man wohl oder übel konstatieren, dass sich das Unternehmerrische mehr in die Universitäten einschleibt, als es Kirche, Hof und Staat je getan haben. Ob die Universität als Institution dieser Kontaminierung

gewachsen ist; ob es noch Sinn ergibt, von der Freiheit der Forschung zu reden oder ob das nur ein Relikt aus den Zeiten des Kalten Krieges darstellt; ob das Wissen noch etwas strukturell anderes sein soll als Ressource zur Bereicherung – das sind Fragen, denen wir uns in näherer Zukunft kaum werden entziehen können und auch nicht entziehen dürfen.

Die Stellungnahmen zur Lage der Universität sind in den letzten Jahren schon wieder unüberschaubar geworden.² Nicht selten sind diese in der literarischen Form des Lamentos dahergekommen. Bologna, Rankings, h-Faktoren, Ökonomisierung, Managementstrukturen usw. sind dafür leuchtende Beispiele. Damit sollte Schluss sein. Es geht einerseits um empirische Bestandsaufnahmen, etwa um die Frage, wie sich der Zauberbegriff der »unternehmerischen Universität« zur universitären Realität überhaupt verhält; und es geht andererseits um resolute Artikulationen dessen, welche Universitäten und welches Wissen wir haben wollen. Mag sein, dass das nicht ohne Konflikte abgeht. Mag sein, dass dabei Federn gelassen werden. Doch wenn die Denkräume neu ausgestattet werden sollen, geht es zunächst darum, das Personal und die Bestände zu sichten und zu ordnen, um auf der Grundlage dieses Wissens zu belastbaren Entscheidungen zu gelangen.

* * *

Der Schwerpunkt dieses Jahrbuchs geht zurück auf die Konferenz »The Role of the University in Our Time. The Legacy of Joseph Ben-David as a Guideline for Today's Challenges«, die, organisiert von Markus Christen, Michael Hagner und Marcel Herbst, vom 21. bis 26. Juli 2009 im Centro Stefano Franscini der ETH Zürich stattgefunden hat. Der Dank der Herausgeber gilt dem Centro Stefano Franscini, insbesondere seinem Direktor Prof. Paolo Ermanni und Frau Dr. Regula Störrlein, für die substanzielle finanzielle Unterstützung dieses Jahrbuchs.

Michael Hagner

Anmerkungen

¹ Peter-André Alt: »Paradoxien der Hochschulsteuerung«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.07.2010, S. N5.

² Einen schönen Überblick – mit Fokussierung auf die Geisteswissenschaften – liefern die beiden aus studentischen Initiativen während der Streikperiode im Herbst 2009 hervorgegangenen Sammelbände *Was passiert? Stellungnahmen zur Lage der Universität* und *Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee*, beide Zürich 2010.

Publiziert mit freundlicher Unterstützung des Zentrums
»Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen von ETH und Universität Zürich.

Redaktion: Kijan Espahangizi

ISBN: 978-3-03734-171-1

© diaphanes, Zürich 2011

www.diaphanes.net

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich

Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Editorial | 7 |
| ■ ■ ■ ■ Zirkulationen | |
| Andreas Kilcher Assimilation und Zirkulation Ein universalistisches Wissensmodell des 19. Jahrhunderts | 15 |
| Bernhard Tschofen Volks-Kunde? Wissenszirkulationen zwischen Kulturforschung und Selbstausslegung | 37 |
| Tobias Scheidegger Der Lauf der Dinge Materiale Zirkulation zwischen amateurhafter und professioneller Naturgeschichte in der Schweiz um 1900 | 53 |
| Monika Dommann Handling, Flowcharts, Logistik Zur Wissensgeschichte und Materialkultur von Warenflüssen | 75 |
| Kijan Espahangizi »Immutable Mobiles« im Glas Grenzbetrachtungen zur Zirkulationsgeschichte nicht-inskribierter Objekte | 105 |
| ■ ■ ■ ■ Essays | |
| Anthony Grafton Humanisten mit Tintenfingern | 129 |
| Harald Fischer-Tiné Vom »brothering« zum »othering« Genese, Zirkulation und Transformation des Arya-Diskurses (ca. 1780–1890) | 147 |
| ■ ■ ■ ■ Lektüren | |
| Auszug aus Pseudo-Arnaldus de Villanova <i>Rosarium Philosophorum</i> , Frankfurt/M. 1550 | 173 |

| | |
|---|-----|
| Sabine Baier »Bricklebrit!« Die schöpferische Kraft des Zirkulären im Alchemicadruck <i>Rosarium Philosophorum</i> von 1550 | 177 |
| Valentin Groebner Keine Werbung und keine Pornos bitte, wir sind Kunsthistoriker Anmerkungen zu zwei Neuerscheinungen | 201 |
| ■■■■■ Gespräch | |
| Wissen in Zirkulation Der Austausch von Wissen zwischen Islam, Judentum und Christentum im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit Ein Gespräch mit Yossef Schwartz (Tel Aviv) | 211 |
| Autorinnen und Autoren | 219 |

Editorial

Was zirkuliert? Im 17. und 18. Jahrhundert hatten Physiologen, Alchemisten und die ersten modernen Ökonomen der Sache nach schon von Kreisläufen gesprochen, um von der Zirkulation des Blutes, von »Stoffen« und Gütern zu handeln. 1771 wollte Franz Anton Mesmer mit dem »Fluidum« gar einen unsichtbaren Stoff entdeckt haben, der mit seinen »Strömen« nicht nur das Zusammenspiel von Nerven und Muskeln im menschlichen Organismus leitet, sondern auch das gesamte All mit seinen kleinen wie großen Körpern durchflutet. Den Hygienikern des späten 18. Jahrhunderts wiederum erschien die Zirkulation der Luft als die wichtigste Voraussetzung für Gesundheit und erträgliche Verhältnisse. Der ärztliche Rat fand vielfaches Gehör. Kurz vor der Französischen Revolution hatte der Journalist Louis Sébastien Mercier die Stadt Paris so beschrieben, dass sie seinen Lesern nicht nur als augenfällig ungesund, sondern auch als Metapher für die politischen Zustände des *Ancien Régime* erscheinen musste: »Enge, schlecht angelegte Straßen, viel zu hohe Häuser, die der freien Zirkulation der Luft im Wege stehen, Schlächtereien, Fischmärkte, Jauchegruben und Friedhöfe – all dies trägt zum Verderb der Atmosphäre bei, sättigt sie mit schädlichen Partikeln und bewirkt damit, dass die Luft überall dort, wo sie eingeschlossen bleibt, dick und unbedenklich wird.«¹

Als das englische und französische Lehnwort *circulation* Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland als »Zirkulation« in Mode kam, bezeichnete es daher auch hier gleichermaßen das Fließen oder Stocken der Säfte im Körper, wie auch, und dazu auffallend parallel, die Verhältnisse in einer wohleingerichteten »Staatswirtschaft«.

Das Konzept der ungehinderten Zirkulation von Rohstoffen und Kapitalien, von Waren, Menschen und Ideen gehörte fortan zur liberalen *toolbox*. Dass Karl Marx Mitte des 19. Jahrhunderts in der Zirkulation von Kapital jene revolutionäre Kraft erkannte, die alles »Ständische und Stehende« verdampfen lässt,² verbindet diese ältere Geschichte des Zirkulationsbegriffs direkt mit der Erfahrung der sogenannten zweiten Globalisierung unserer Gegenwart. Zeitgleich mit der Marx'schen Kritik hat der Begriff der »Zirkulation« in Deutschland allerdings einiges von seinem normativen Charme aus den Tagen des frühen Liberalismus verloren. Nach 1840 geriet er (anders als etwa in England) fast in Vergessenheit,³ bis er gegen Ende des 19. Jahrhunderts wieder häufiger Verwendung fand und nun gleichermaßen ökonomische, medizinische, physikalische und technische sowie neu auch soziale Phänomene bezeichnete. In diesem umfassenden Sinne stellte sich etwa der französische Soziologe Gabriel Tarde um 1890 die Welt als ein dynamisches Gefüge

von Austauschprozessen vor. Es scheint, dass die Moderne der Hochindustrialisierungsphase ohne die Semantik der »Zirkulation« nicht auf den Begriff gebracht werden konnte, und diese Bewegung erfasste zunehmend Körper und Maschinen: Vom ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts und bis in die frühen 1930er Jahre zirkulierten in auffällender Häufung nicht nur Kapitalien und Güter, sondern auch Bakterien, Blut und Nervenreize, Luftwirbel um Flugzeugflügel, Menschenmassen und der Verkehr in den Städten. Die neue Wissenschaft der »Logistik«, die den Warenverkehr in einem globalen Maßstab organisierte, wurde zur epistemologischen Basis einer neuartigen Zirkulationstechnik.

Doch warum heute ein Heft über »Zirkulationen«? Der Begriff selbst zirkulierte und ist – ohne im Geringsten aus medizinischen, ökonomischen und technischen Diskursen zu verschwinden – im Feld der Kulturwissenschaften angekommen, besonders prominent etwa als »Frauentausch« in der strukturalen Anthropologie von Claude Lévi-Strauss (1949),⁴ der seinerseits auf Ideen zurückgriff, die Anthropologen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Malinowski, Mauss) über zirkulierende Geschenke ausgearbeitet hatten.⁵ Dazu kam etwas später Stephen Greenblatts Konzept der »Zirkulation sozialer Energie« (1988),⁶ der seinerseits direkt und programmatisch an den Marx'schen Kapital-Begriff wie an Foucaults Diskurs-Konzept anschloss und damit ein Kulturmodell begründete, das als *New Historicism* in einem breiten Anwendungsfeld zwischen Literatur- und Geschichtswissenschaften anhaltenden Erfolg feiert. Seit den 1990er Jahren ist in zunehmender Weise die Rede von zirkulierenden Daten, Zeichen, Begriffen, Bildern und Diskursen, von der Zirkulation des Begehrens oder der Lüste, der Zirkulation von Objekten oder Vergnügungen, kulturellem Kapital oder Sinn – und schließlich auch von der Zirkulation von Menschen.

Damit aber wurde der Zirkulationsbegriff in den letzten zwanzig Jahren im Feld der Kulturwissenschaften beinahe generisch, wenn nicht ubiquitär. Dass er irgendwie den semantischen Nachvollzug der Globalisierung im Feld der Kultur und des Wissens reflektiert, scheint dabei ebenso auf der Hand zu liegen wie der Preis, der für diesen semiotischen Erfolg zu entrichten war: »Zirkulation« wurde zu einem unscharf verwendeten *catch-word* für alle Arten von Prozessualitäten und Transferleistungen auf unterschiedlichsten Ebenen und scheint den »Austausch von Ideen« ebenso zu bedeuten wie die »Reise« von Containern voller Turnschuhe von Shanghai nach Oakland oder von Frauen aus Moldawien nach Deutschland. Es ist daher keine Frage, dass das Konzept der Zirkulation einer Eingrenzung, Klärung und Schärfung bedarf; vier vorläufige Punkte sind dazu in erster Linie zu nennen:

Erstens verweist die Genealogie der kulturwissenschaftlichen Verwendung des Begriffs auf eine grundlegend materielle Dimension von »Zirkulation«: Das

Marx'sche Konzept des Kapitals und den mit dessen »Umlaufen« verbundenen Bewegungen von Produktionsmitteln, Gütern und Menschen, weiter die Theorien der Anthropologen über ausgetauschte Geschenke, oder auch die Bedeutung der Zirkulation von Materialien wie Fossilien, Herbarien, Gewebeprobe oder Zellkulturen in der Geschichte der Naturwissenschaften sprechen alle davon, dass zirkulierende *Dinge* der Entstehung von Bedeutungen und der Schaffung von sozialen Verbindungen dienen. Wissen, Sinn und Sozialität basieren demnach wesentlich auf materiellen Zirkulationen, auf dem Austausch von Material, der Weitergabe von Dingen.

Aus diesem Grund unterscheidet sich das in diesem Heft untersuchte Konzept der Zirkulation von der altherwürdigen Vorstellung von einem »Austausch der Ideen«, insofern er körperlos, entmaterialisiert und losgelöst von allen Transportmitteln gedacht wurde. Und es war genau diese geistesgeschichtliche Annahme, die der abendländischen Philosophie als ihre unausgesprochene Voraussetzung zugrunde lag und die Jacques Derrida 1967 einer fundamentalen Kritik unterzogen hat: Derrida postulierte in deutlichem Anklang an die Marx'sche Vorstellung vom global zirkulierenden Kapital, das alles Ständische und Stehende auflöst, dass die Körperlichkeit der »Schrift« – und damit jede *Medialität* – als ein ganz materielles »Spiel aufeinander verweisender Signifikanten« jeden angeblich vorschreibend gegebenen, stabilen Sinn notwendig und unrettbar affiziert: »Die Heraufkunft der Schrift ist die Heraufkunft des Spiels; heute kommt das Spiel zu sich selbst, indem es die Grenze auslöscht, von der aus man die Zirkulation der Zeichen meinte regeln zu können, indem es alle noch Sicherheit gewährenden Signifikate mit sich reißt, alle vom Spiel noch nicht erfassten Schlupfwinkel aufstößt und alle Festen schleift, die bis dahin den Bereich der Sprache kontrolliert hatten.«⁷

Man muss nicht Derridas weiterer These folgen, dass sich der »Bereich der Sprache« alles Wiss- und Erfahrbare unterwirft, das heißt dass Letzteres ein bloßer Effekt von Sprache ist. Entscheidend ist, dass seit Derrida Wissen und Bedeutung nicht mehr losgelöst von der Materialität und Medialität der Zeichen gedacht werden können. Als zirkulierendes Gut wird Wissen in unterschiedlichen Medien formatiert und verändert sich im Übergang von einer Repräsentationsweise zur nächsten. *Wie* das jeweils geschieht, kann nur in empirischen, spezifischen Fallstudien gezeigt werden.

Zweitens: Man kann die Differenz zwischen der Zirkulation von Wissen und dem »Austausch von Ideen« noch auf eine andere Weise herausstellen. Während Ideenhistoriker in der Regel angeben können, von wo – das heißt von wem, um genau zu sein – eine »Idee« stammt und wie sie dann andere »beeinflusst« hat, wie sie »verbreitet« oder »aufgegriffen« wurde, widersetzt sich der wissenschaftliche

Begriff der Zirkulation vielleicht weniger dem »Verbreiten« und »Aufgreifen« als vielmehr der Vorstellung, es gäbe einen identifizierbaren Anfang und Ausgangspunkt von Wissen. Wissen hat nicht an einem einzigen, sozial, institutionell und kulturell eingrenzenden »Ort« seinen definierbaren Ursprung, sondern entsteht in einer kulturellen Produktion und in gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen, für die – zum Beispiel – das Labor oder der Schreibtisch nur vorübergehende Kristallisationspunkte darstellen. Daher bewegt sich Wissen in der Regel auch über die Grenzen geografischer und kultureller Räume hinweg und transzendiert soziale und institutionelle Schranken.

Das bedeutet nun *drittens* allerdings nicht, dass Wissen jederzeit *allen* zur Verfügung steht, auch wenn diese idealistische Vorstellung in den optimistischen Varianten von Wissenszirkulation bis hin zur Idee der Wikipedia-Republik existiert. Eine realistische, und das heißt auch: eine politische Geschichte der Zirkulation von Wissen zu schreiben, bedeutet hingegen, ihre Hemmnisse, Umwege, Engpässe und Blockaden in Rechnung zu stellen. Wissen entsteht und zirkuliert unter den Bedingungen komplexer Machtverhältnisse. Es kann zu wertvoll sein, um freiwillig weitergegeben zu werden, oder nützlich im Kampf gegen Mächtige. Wissen kann zurückgewiesen werden, weil es Bestehendes untergräbt, es kann verzerrt und verfälscht zirkulieren. Wissen ist nicht unschuldig und rein, seine Wahrheiten gelten nicht notwendigerweise immer und für alle.

Das hat schließlich *viertens*, jedoch nicht zuletzt, seinen epistemischen Grund in der Zirkulationsbedingung von Wissen selbst. Wenn man sich an Michel Foucaults Bemerkung erinnert, dass »der Austausch und die Kommunikation positive Figuren innerhalb komplexer Systeme der Einschränkung [sind] und nicht unabhängig von diesen funktionieren« können,⁸ sollte man das als Warnung vor dem liberalen Traum lesen, von der scheinbaren Naturkraft der Zirkulation die notwendige Überwindung aller Schranken und Grenzen des Denkens, des Wissens und des Sprechens zu erwarten. Es kann Zirkulation nur innerhalb und zwischen Systemen der Einschränkung geben, wie sehr diese auch unter dem Reibungsdruck der unvermeidlich zirkulierenden Kapital-, Zeichen-, Güter- oder Menschenmengen sich ständig verändern mögen. Die Geschichte der Zirkulation von Wissen ist daher immer zugleich die Geschichte jener semiotischen, diskursiven und medialen Systeme, die Wissen überhaupt erst möglich machen.

Philipp Sarasin und Andreas Kilcher, Juli 2011

Anmerkungen

- 1 Louis Sébastien Mercier: *Mein Bild von Paris* (ausgewählt und übertragen von Jean Villain), Leipzig 1979, S. 37.
- 2 Karl Marx und Friedrich Engels: »Das Kommunistische Manifest«, in: dies.: *Werke*, Bd. 4, 6. Aufl., Berlin 1972, unver. Nachdruck der 1. Aufl. 1959, S. 459–493, Zitat S. 462.
- 3 Vgl. dazu die Kurve zum Begriff »Zirkulation« im Google Books *Ngram Viewer* http://ngrams.googlelabs.com/graph?content=Zirkulation&year_start=1750&year_end=2000&corpus=8&smoothing=3 (aufgerufen: 1. 7. 2011); vgl. Jean-Baptiste Michel u.a.: »Quantitative Analysis of Culture Using Millions of Digitized Books«, in: *Science*, published online ahead of print: 16.12.2010.
- 4 Claude Lévi-Strauss: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, Frankfurt/M. 1981 (Paris 1949).
- 5 Marcel Mauss: »Die Gabe«, in: ders.: *Soziologie und Anthropologie. Mit einer Einleitung von Claude Lévi-Strauss*, Frankfurt/M. 1989, Bd. 2, S. 11–144.
- 6 Stephen Greenblatt: *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden. Reisende und Entdecker*, Berlin 1991.
- 7 Jacques Derrida: *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1990, S. 17f.
- 8 Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France – 2. Dezember 1970*, Frankfurt/M. 1991, S. 27.